

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 22 (2015)
Heft: 2: Par tous les sens = Mit allen Sinnen

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Constance Classen (Hg.) A Cultural History of the Senses

Bloomsbury, London 2014, 6 Bände, £ 315,-

Sechs Bände, 60 Artikel, mehr als 1600 Seiten, über 2000 Jahre Geschichte – Bloomsburys gewaltige Kulturgeschichte der Sinne erhebt den Anspruch auf Autorität und Umfassendheit. Nur: wie soll man das alles lesen oder, noch schwieriger, besprechen? Die Herausgeberin, selbst seit Jahrzehnten eine feste, wenn auch lange Zeit recht einsame Grösse in der Sinnesgeschichte und Sinnesanthropologie, liefert in ihrem (allzu) kurzen Vorwort eine Leseanweisung. Jeder der sechs Bände behandelt eine historische Grossepoche: Antike, Mittelalter, Renaissance, Aufklärung, «Age of Empire» (mehr oder weniger das lange 19. Jahrhundert) und Moderne. Alle Teilbände folgen dabei einem identischen Aufbau und nehmen insgesamt neun verschiedene Aspekte der Sinnesgeschichte gesondert in den Blick: «social life of the senses», «urban sensations», Wirtschaft, Religion, Philosophie und Wissenschaften, Medizin, Literatur, Kunst und Medien. Durch diese relativ rigide Anordnung ergeben sich zwei Möglichkeiten der Lektüre. Einerseits lässt sich so ein vergleichsweise kohärenter Überblick über die sensorische Signatur einer bestimmten Epoche gewinnen – in diesem Fall beschränke man sich auf das Lesen eines ausgewählten Bandes. Auf der anderen Seite können thematische Schneisen durch die *longue durée* geschlagen und die Entwicklung eines bestimmten Feldes der Sinnesgeschichte von der Antike bis in die Gegenwart verfolgt werden. Gerade diese Methode verspricht durchaus innovative Erkenntnisse, ist doch der

spezifische historische Wandel des Sensoriums anders kaum greifbar.

Was aber ist das spezifische Verständnis von Sinnesgeschichte, das die AutorInnen vertreten? Eine programmatische Einleitung, welche analytische Parameter und Rahmungen für alle Bände bereitstellen würde, fehlt. Man kann dies bedauern, aber auch nachvollziehen, würde eine solche Vorgabe die einzelnen Artikel möglicherweise in ein noch engeres Korsett spannen als es die strikte Struktur der Gesamtanlage ohnehin tut. Theoretische Orientierung liefert am ehesten Herman Roodenburgs exzellente Einleitung zum Renaissance-Band. Roodenburg bestimmt die Absicht einer Kulturgeschichte der Sinne herauszuarbeiten, «*what people may have sensed but, in particular [...] how they may have sensed, [...] how their acts of sensation informed both their bodies and the objects being sensed*». (Bd. III, 2 f.) Der Anspruch ist hoch: Sinnesgeschichte verschaltet demnach Körper, Objekte, soziale Welt und kulturelle Bedeutungsformationen zu einer komplexen Erzählung über die historisch variable Wahrnehmung der Welt durch die Sinne. In diesem Sinn gibt es nichts, was sich einer Sinnesgeschichte entziehen könnte. Sinnesgeschichte ist also zumindest für Roodenburg (und mit ihm eine Reihe von Pionieren der Richtung wie Mark M. Smith oder Martin Jay) nicht nur die Geschichte der einzelnen Sinne, sondern eine neuartige Geschichte *durch* die Sinne. Hinzu kommt die programmatische Entscheidung, diese Geschichte nicht nach den jeweiligen Einzelsinnen auszudifferenzieren, sondern in jeder historischen Situation und thematischen Lage nach

ihrem Zusammenwirken, nach der jeweils spezifischen Form von Intersensorialität zu fragen.

Die einzelnen Beiträge setzen diese Ansprüche sehr unterschiedlich um. Nur wenige wie etwa Phyllis Macks ansonsten ausgezeichnete Artikel über «Listening to God in the Eighteenth Century» im Aufklärungsband fokussieren auf spezifische Sinne, die meisten bemühen sich um einen integrativen Blick auf die ganze sensorische Kultur. Deutlichere Unterschiede ergeben sich allerdings im Zugriff auf die jeweiligen Themenfelder. Das reicht von Hildegard Elisabeth Kellers eher impressionistischer Collage mittelalterlicher Medien über Peter Burkes Panorama urbaner Sinneseindrücke in der Frühen Neuzeit bis hin zu konzisen Überblicken wie etwa Alison Griffiths' (durchaus idiosynkratischer) Bestimmung des Verhältnisses von Medien und Sinnen im 19. Jahrhundert oder Holly Dugans inspirierendem Versuch einer sensorischen Poetologie der Renaissance.

Inhaltlich präsentieren sich die einzelnen Bände also recht heterogen. So bleibt die Frage, ob sich aus der Gesamtchau der Beiträge eine kohärente Kulturgeschichte der Sinne ergibt, die aus mehr besteht als aus der Summe ihrer Teile. Gibt es *die* Geschichte der Sinne und sei es nur in einem der neun ausgewählten Themenfelder? Exemplarisch lässt sich eine solche Frage etwa am Beispiel der Religion diskutieren. Eine Längsschnittlektüre aller sechs Beiträge zu *The Senses in Religion* fördert durchaus überraschende Ergebnisse zutage. So wird deutlich, dass auf dem Feld des Religiösen die sinnliche Erfahrung schon seit der Antike (und nicht etwa erst seit der Reformation oder gar der Aufklärung) als Problem begriffen und immer neuen Disziplinierungsanstrengungen unterworfen wurde. Sinnesgeschichte erscheint hier also als Problematisierungsgeschichte in Bezug auf einen historischen

Gegenstand wie Religion, der durch die wandelbaren Bestimmungen ihres wechselseitigen Verhältnisses immer wieder neu hervorgebracht wurde. Dies ist das Gegenteil eines geradlinigen Narrativs wie etwa einer stets fortschreitenden Säkularisierung. Und doch erschöpft sie sich nicht darin, historisch kontingente Szenen nebeneinanderzustellen, sondern zumindest implizit und über sechs Bände hinweg ein gemeinsames Thema und Anliegen durchzuarbeiten. Es wäre der Sinnesgeschichte zu wünschen, wenn sie mehr solche grossen Erzählungen über weiträumigen historischen Wandel hervorbrächte.

Jan-Friedrich Missfelder (Zürich)

Jonathan Reinartz

Past Scents

Historical Perspectives on Smell

University of Illinois Press, Springfield 2014, 296 p., Paperback \$ 25.–

In the 30 years since Alain Corbin published *Le miasme et la jonquille* (1982), scholars have shown an increasing interest in historicizing smell, a most basic but oft overlooked sense. Studies stretching from ancient to modern, from England to Asia have expanded on Corbin's original early modern European focus. There comes a time in the life of any burgeoning scholarly field when we need to take stock of its work, consolidating key findings into one volume. Jonathan Reinartz offers such a composite book for the history of smell in *Past Scents*.

The book is organized around the function of smell in different social settings – religious ceremony, trade, race relations, gender identification, class distinction, and urban living – with a chapter on each, in addition to an introduction and conclusion. Each chapter presents an overview of prior scholarship on smell in the

specific arena rather than presenting new primary source research.

Chapter 1, «Heavenly Scents», includes sections on the smell of sacrifice, incense, the odour of sanctity, and the association of foul scents with hell. The chapter is based most heavily on Susan Ashbrook Harvey's *Scenting Salvation* (2006), with the result that it focuses almost exclusively on smell in the Western Christian tradition. This is quite unfortunate. If Reinartz would have recapitulated as much of James McHugh's *Sandalwood and Carrion* (2012), which covers scent in premodern Hindu, Buddhist, and Jainist traditions, as he did Harvey's study, the end result would have been a much more balanced story.

Chapter 2, «Fragrant Lucre», takes the readers on a compressed journey in the perfume industry from ancient harvesting of frankincense to the making of Chanel No. 5. Reinartz pays particular focus to how technological developments in refining essences and bottle design fed into changes in the scale and scope of the industry.

The next three chapters all examine issues of identity and othering that come with smells. Reinartz discusses these almost exclusively from a Western viewpoint: constructions of «black» and Chinatown smell in the US, the smell of Jews as perceived by Christians, the scents of witches and prostitutes in Europe, European royalty's use of perfume, and linking bad smell and bad sanitation in 19th century Europe. Probably the most interesting sections of these chapters have to do with labor practices: the gendering of perfume production covered in Chapter 4 and the productive use of smell in the tea trade, beer-brewing, laundrying, and police work discussed in Chapter 5.

Chapter 6, «Mapping the Smellscape», focuses on the ties between odor and urban public health in the 18th and 19th centu-

ries, including attempts in colonies from Brazil to New Zealand, India to the Philippines, to reproduce the less odorous, more salubrious city. Reinartz's inclusion of Mary Dobson's olfactory mapping in *Contours of Death and Disease in Early Modern England* (1997) is a poignant reminder that scholars have not generated smell topographies as often as they should in their histories of smell.

While the chapters cover smell from a myriad of angles, I am baffled by the failure to write a chapter dedicated to smell and medicine in a book written by a historian of medicine, which Reinartz is. Smell is key to historical medicinal practice, something which has been covered in scholarship such as W. F. Bynum and Ray Porter's *Medicine and the Five Senses* (1993) and Dobson's work. Reinartz includes some discussion of medicinal uses of scent in several chapters, including medical theories of smell in the Introduction, a discussion of apothecaries as perfume-makers in Chapter 2, and the linkage of disease and bad odor in sanitation campaigns in Chapters 5 and 6. A chapter dedicated to the vital role of smell in medicinal theory and practice would have been a more useful and substantive way to present the critical historical link between smell and medicine.

I felt the scholarly apparatus of the book left much to be desired. There is no overall bibliography, which is surprising for a bibliographic work. The only way to see what works have been referenced by Reinartz is to read through the endnotes, which tend to alternate between two or three works in a given section or have long lists of *ibid* entries. While endnotes are appropriate for most historical scholarship, an annotated bibliography for each chapter is a much more useful choice for a book that is primarily summarizing other works. This would have given readers a quick way to know the primary works referenced

for the chapter and why they were chosen, as well as a list of secondary works on the topic.

In spite of these shortcomings, Reinartz has done a commendable job bringing together much of the historical scholarship on smell, particularly that focused on Europe and North America, into one coherent book. *Past Scents* provides a good overview of the field's major works and is a must-read for anyone interested in the history of scent or the senses.

Dolly Jørgensen (Umeå, Sweden)

**Wietse de Boer,
Christine Göttler (ed.)
Religion and the Senses
in Early Modern Europe**

Brill, Leyde, Boston 2013, 494 p., € 168,-

Cet ouvrage s'inscrit dans le renouvellement récent de l'histoire religieuse qui, après s'être construite sur les approches sociales, culturelles ou politiques du religieux, privilégie désormais les dimensions sensorielles des croyances et des pratiques religieuses. La période de la première modernité, celle de la Réforme, s'avère un observatoire favorable, car elle accorda une place singulière aux débats sur les usages des cinq sens qui ne laissaient pas d'inquiéter aussi par les dangers qu'ils soulevaient: parole et musique, représentation dans les arts visuels ou la littérature, organisation et usages de l'espace, prise en compte des désirs et besoins des hommes et des femmes (alimentation, boisson, sexe), plaisir et souffrance, santé et maladie. La première modernité développa ainsi une attitude ambiguë à l'égard de la sensualité humaine: disciplinée, de telle sorte que l'homme puisse répondre à de nouvelles normes de comportement, elle était valorisée dans des contextes très particuliers.

Les questions soulevées par le volume ne concernent pas que l'histoire religieuse et définissent l'histoire des sens comme un instrument pour mieux comprendre les rapports entre sacré et profane. En témoigne la cinquième partie du volume qui, pour être la pénultième, n'en demeure pas moins centrale: consacrée aux *sensory environments*, cette section, avec les articles de I. Fenlon, W. de Boer et C. Göttler, s'intéresse à la présence diffuse d'une culture sensorielle entre le 15^e et le 17^e siècle. Dans les grandes villes européennes, comme Venise ou Naples, ou encore sur le Mont Sacré de Varallo, il importe de mettre en évidence comment le sacré et le profane élevèrent les sens au rang d'instruments indispensables pour forger la communauté, qu'elle soit civique ou religieuse. Les pratiques religieuses, parce qu'elles engageaient les corps dans l'espace urbain, à travers les cérémonies, les rites et les prêches, sollicitaient les sens, mais interrogeaient aussi les nouvelles formes de spiritualité. L'ouvrage permet aussi une réflexion épistémologique sur les sources de l'histoire des sens. Plusieurs contributions (A. Acres, W. S. Melion, J. R. Hammerschmidt) soulèvent le problème de la représentation iconographique des sens: si l'image représente les sens, celui qui la regarde mobilise aussi ses propres sens, et l'historien doit veiller à démêler l'expérience sensorielle rapportée par l'artiste et celle qu'il actualise en donnant à voir son œuvre. D'autres textes soulignent qu'une histoire des sens, c'est aussi une histoire matérielle, celle des usages de l'ambre par exemple (R. King), ou celle du plaisir de manger qui, progressivement, occulte le péché de glotonnerie (L. Giannetti). C'est aussi ce que démontre J. R. McDermott lorsqu'elle s'intéresse à la façon dont les ministres du culte anglican s'appuyaient sur les découvertes médicales du conduit auditif pour affirmer la supériorité du mot sacré sur l'image. La

puissance du verbe reposait alors sur la capacité du corps humain à diffuser dans l'âme de l'auditeur le mot divin.

Les deux premières parties de l'ouvrage s'attachent à décrire les sens comme un moyen d'accéder au divin. Depuis le Moyen Âge en effet, de nombreux mouvements de réforme de l'Église privilégiaient les sens pour connaître Dieu et développaient une religiosité plus «intérieure» et «privée», en même temps qu'ils s'intéressaient à l'exercice des sens. La vision, longtemps considérée comme le plus noble des sens, s'est trouvée dotée, par les catholiques, et à la faveur des critiques protestantes sur les usages de l'image, d'une nouvelle force dévotionnelle. Travaillant sur les représentations, par le Gréco et Giovanni Testa, d'expositions de reliques (Rome, 1575 et Turin, 1578), A. Casper interroge ainsi les usages sensoriels des reliques que les fidèles regardaient et touchaient, et que la représentation permettait de démultiplier, tout en valorisant l'acte qui consistait à regarder. Le regard permettait de renforcer la foi dans l'authenticité des reliques et construisait alors ces expositions comme des moments privilégiés d'élaboration d'une communauté religieuse. Mais la période s'intéressa aussi aux autres sens qu'il s'agissait d'ailleurs de réhabiliter: le goût, l'odorat, le toucher et l'ouïe devinrent des objets de réflexions. B. Baert montre que la représentation iconographique du *noli me tangere*, en l'inscrivant dans un jardin, était l'occasion pour nombre d'artistes de célébrer les sens. En bannissant le toucher, le *Noli me tangere* promouvait les autres sens et développait une philosophie sensuelle, voire sensualiste, qui s'observait aussi dans le vase de parfum, attribut de Marie-Madeleine.

Une troisième partie est consacrée aux sens et aux affects et cherche à comprendre comment les sens, parce qu'ils transmettaient les influences divines (ou

malignes), pouvaient jouer un rôle dans la vie affective des hommes. A partir d'une *Lamentation* peinte par Antoine van Dyck pour le béguinage d'Anvers, S. J. Moran montre que l'engagement de l'artiste dans une représentation pleine de pathos, de beauté et de grâce contribuait à reformuler la création artistique comme un acte de piété personnelle qui aidait les béguines à méditer et à se rapprocher de Dieu.

J. Imorde s'attache à comprendre les effets religieux induits par l'importance accordée aux larmes: les pleurs du pape Clément VIII, abondants et abondamment décrits et représentés, invitaient les chrétiens à une nouvelle religiosité, fondée sur l'expression des sentiments, et sur la capacité de ces derniers à permettre la connaissance. Au point que les pleurs devinrent une dimension essentielle de la vie religieuse de la Contre Réforme: langage de Dieu, le pleur, en s'échappant des yeux du croyant, révélait ce qui était jusqu'alors caché et manifestait la capacité à jouir de la bonté divine.

La quatrième partie explore les tensions et conflits suscités par les usages des sens dans les pratiques dévotionnelles. K. Pietschmann analyse l'expérience savonarolienne, moment singulier et politisé du débat sur la musique d'église, et l'occasion d'une profonde réflexion sur le rôle des sens dans la liturgie. Les diatribes lancées par Savonarole dans ses sermons contre la polyphonie religieuse reposaient sur l'idée qu'il se faisait d'un lien entre le plain-chant grégorien, pur et fervent, et une communauté civique reproduisant l'ordre céleste, c'est-à-dire la Jérusalem terrestre qu'il appelait de ses vœux. Dans ce contexte, les sens, mobilisés par la polyphonie, renvoyaient non seulement à des formes de sécularisation du sacré, mais aussi aux pratiques politiques des Médicis: il fallait donc les condamner. Dans l'Angleterre des Tudors, M. Milner décrit une inquiétude autour de la question

du contrôle des sens. La définition des dissidences religieuses reposait en effet sur l'observation des désordres sensoriels: l'erreur théologique n'était pas seulement un problème de l'esprit, mais aussi du corps. Mais l'angoisse face aux mésusages des sens était partagée par les réformateurs comme par les tenants de l'Eglise traditionnelle.

L'ouvrage s'achève par l'examen des liens entre les sens, la science et le surnaturel. Y. Pétry montre ainsi combien les médecins français de la seconde moitié du 16e siècle, en s'interrogeant sur les causes de la contagion, incriminaient soit le toucher, soit la vision, et trouvaient alors l'occasion de construire un savoir médical qui, tout en laissant une place à la magie, commençait déjà à s'en affranchir, par la reconnaissance de la puissance des sens. S. Dupré, en s'intéressant aux réponses jésuites à la découverte par Kepler de l'image rétinienne inversée, montre que la spiritualité jésuite attribuait un rôle important à la vision et aux images: Kepler saccageait les exercices spirituels et la méditation, et il fallait donc répondre pour que la vision des images demeura toujours un moyen de connaître Dieu.

On le constate: l'ouvrage insiste peu sur l'existence de théories de sens, associées à des confessions. Il met plutôt en lumière des pratiques sensorielles, parfois appuyées sur des choix confessionnels, mais aussi souvent indifférentes aux fractures religieuses. C'est donc une vision pragmatique qui se dégage et qui montre, à travers les productions des hommes et des femmes de la première modernité, comment une culture sensorielle partagée – ce qui ne veut pas dire qu'elle n'était pas conflictuelle – organisait en grande partie leurs vies et leurs rapports avec le divin.

Florence Alazard (Tours, France)

Yannis Hamilakis
Archaeology and the Senses
Human Experience, Memory,
and Affect

Cambridge University Press, Cambridge 2013,
 XIII + 255 S., £ 60,-

Shane Butler, Alex Purves (Hg.)
Synaesthesia
and the Ancient Senses

Acumen, Durham 2013, VIII + 230 S., £ 17,99

Die Sinne und die Antike. «Sensory history [...] is booming among historians», wie Mark Smith bereits im Jahr 2007 in einem Aufsatz im *Journal of Social History* meinte. Das mag für den Bereich der nachantiken Geschichte zutreffen. Die spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg recht theorieskeptischen Altertumswissenschaften sind weniger bereit, neue Moden mitzumachen oder neue Paradigmen aufzugreifen. Sie wenden sich ihnen erst zu, wenn sich eine neue Betrachtungsweise einigermaßen ausdifferenziert und etabliert hat. Das hat den Vorteil, dass schnell als wenig weiterführend erkannte Modeerscheinungen erst gar nicht und hoffnungsvollere Tendenzen erst dann, wenn Kinderkrankheiten bereits auskuriert sind, einigen Einfluss ausüben können. Vorbei sind auch die übertriebenen Aufgeregtheiten, welche die Versuche zur Etablierung eines akademischen Unterfeldes gewöhnlich begleiten. Wie so oft in den Altertumswissenschaften geht die Initiative beim Aufgreifen des Modells der Sinnesgeschichte im fortgeschritteneren, theoretischen Sinn von Prähistorikern aus. Meist verbleiben die neuen Modelle in diesen Kreisen und entfalten keine weitere Wirkung auf Historiker und Archäologen des klassischen Altertums. Jedoch sind die Altertumswissenschaften keineswegs an sich sinnesfeindlich. Dem direkten Kontakt mit den antiken Hinterlassenschaften, seien sie nun materieller oder schriftlicher

Natur, wurde vor allem im 20. Jahrhundert das Potenzial zugesprochen, die sinnlichen Verhältnisse der Vergangenheit zu evozieren, sie in die Gegenwart hineinzuholen. Zur Veranschaulichung mögen paradigmatische Vertreter der vier grossen Zweige der Altertumswissenschaften im letzten Jahrhundert, der Archäologie, der Epigrafik, der Alten Geschichte und der Philologie, zu Wort kommen. So erklärte beispielsweise der griechische Archäologe Manolis Andronikos in einem Artikel aus dem Jahr 1972: «Der Archäologe sieht und berührt den Inhalt der Geschichte; das heisst, dass er auf sinnliche Weise die metaphysische Wahrheit der historischen Zeit empfindet.» Für den französischen Altmeister der griechischen Epigrafik Louis Robert liess etwa «[e]ine Stele, die mit dem Relief eines in Leder und Eisen geharnischten Kämpfers geschmückt ist, [...] den Hassschrei oder den verzagten Ausruf eines Gladiators ertönen, der im Amphitheater, das Gesicht zur Erde, unter dem Geschrei der Menge, dem Tönen der Trompeten und der Orgel abgeschlachtet wird». Schliesslich bekannte der deutsche Althistoriker Alfred Heuss anlässlich seines 80. Geburtstags: «Ich habe nie Münzen gesammelt und halte das gerade bei einem Historiker des Altertums für einen Mangel. Ein Historiker sollte nicht nur zweckfreie Musse haben, sondern sogar darin über eine gewisse Opulenz verfügen, um imstande zu sein, auch durch die Sinne die Vergangenheit in seine Gegenwart hereinzuholen.» Auch Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff warnte davor, «die poetische Rede und die entsprechende Sprache der bildenden Künste für einen Ausdruck des religiösen Glaubens zu halten. Das Naturgefühl und die spezifisch hellenische Weise, die sinnlichen Phänomene, die sich nicht malen lassen, in menschlichen Bildungen zum Ausdruck zu bringen, muss dafür nachempfunden werden.»

Yannis Hamilakis und die Archäologie der Sinne. Diese im Grunde romantische Idee eines Verfahrens, Präsenz zu erzeugen und den Abstand zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufzuheben, ist wirkungsvoll, wie nicht nur die immer zahlreicheren *reenactment*-Projekte zeigen, sondern nicht zuletzt auch die Beiträge des dem Altertum gewidmeten ersten Bandes der neuen *Cultural History of the Senses* (London, 2014). Doch ist es die Aufgabe des Wissenschaftlers, besonders präzise Präsenzeffekte hervorzubringen, Klang- und Geruchslandschaften zu reproduzieren? Die Reproduktion an sich macht nichts verständlicher. Es muss um die Bedeutung gehen, welche die Klänge und Gerüche für die historischen Akteure hatten, wie der Prähistoriker Yannis Hamilakis bereits 2011 in seinem Beitrag zum *Oxford Handbook of the Archaeology of Ritual and Religion* anmerkte. So spricht sich denn auch seine theoretisch fundierte Programmschrift gegen die romantischen Implikationen der *great divide*-Theorie aus, die annimmt, der Übergang von einer mündlichen zu einer schriftlichen Kultur habe eine fundamentale Umordnung der Sinne mit sich gebracht. In den mündlichen Kulturen sei das Ohr das wichtigste Sinnesorgan gewesen; eine Art Synästhesie sei das Resultat und der Normalzustand gewesen. Dass diese Ansicht schlecht handhabbar ist, liegt nicht allein an der Unmöglichkeit, den Übergang von einer «mündlichen» zu einer «schriftlichen» Kultur in der westlichen Zivilisation festzulegen – soll dieser Übergang mit der schriftlichen Fixierung der homerischen Epen erreicht sein? Mit der breiten Lesefähigkeit in der römischen Kaiserzeit? Mit der Renaissance? Das eigentliche Problem ist die zugrundeliegende Annahme, der «hohe» Gesichtssinn habe ein entfremdetes Verhältnis zur Welt, während die «niederen Sinne», etwa Gehör, Geruch und Tastsinn, ein direktes und unvermitteltes hätten. Ent-

gegen diesen Vorstellungen gab es nichts Vorkulturelles in den körperlichen Sinnen, und so können auch die konkreten materiellen Hinterlassenschaften auf die sensorischen Interaktionen der Menschen, die vor uns lebten, hin befragt werden. Hamilakis fordert die Rückkehr der sinnlichen Erfahrung in eine Disziplin, die gelernt hat und lehrt, sich auf die Visualisierung von Kultur zu beschränken. Insofern ist Sinnesgeschichte im Sinn von Hamilakis auch politische Geschichte, denn die Macht über die Sinneswahrnehmungen ist soziale Macht. Im Umgang mit antiken Artefakten zeige sich das nach H. auch in der Welt des 21. Jahrhunderts nach Christus. So definiere etwa die reaktionäre, romantizistische und kontextfreie Darbietung der antiken Meisterwerke im neuen Athener Akropolismuseum von vornherein die Wahrnehmung der Stücke. Das absurde Verbot, die 1000-fach abgebildeten Gegenstände zu fotografieren, diene dem Zweck, die Sinneswahrnehmungen auf das zu lenken und einzuengen, was man an vorfabrizierten Fotos und Postkarten kaufen kann. Die offizielle Archäologie unterbinde meist die direkte Erfahrung der Besucher von archäologischen Stätten und Museen mit der Materialität der Vergangenheit (DO NOT TOUCH THE MARBLE). Die *sensorial regimes*, die sich in der westlichen Kultur seit der klassischen Antike herausgebildet und eine rigide Form angenommen haben, bestimmt dazu, die riskanteren der Sinne zu zähmen, gelte es aufzubrechen, das Modell der fünf Sinne zu überwinden. Für Hamilakis ist das nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein emanzipatorisches Anliegen.

Die Durchführung seines Programms erfolgt in der zweiten Hälfte des Buches anhand verschiedener Aspekte der Kulturen des bronzezeitlichen Kreta. Das minoische Kreta diene stets als Spielwiese für alle Arten wissenschaftlicher und volkstümlicher Phantasien von einem

wohlgeordneten Staat, von einem verlorenen Paradies, einer Welt der Toleranz und des Experiments, nicht zuletzt auch der olfaktorischen Neutralität, denn es gab Bäder. Dem setzt Hamilakis eine alternative Geschichte entgegen, eine «Geschichte von unten», die im Gegensatz zur Wirtschafts- und Machtgeschichte sensorische Erfahrungen und *mnemonic recollection* ins Zentrum der Untersuchung stellt. Zum einen wird untersucht, warum im vorpalastzeitlichen Kreta der Tod eine so bedeutende Rolle im sozialen Raum einnimmt, zum anderen geht es um die späteren Paläste, betrachtet aus der Perspektive der *sensoriality* und des sensorischen Gedächtnisses. Durch inkorporierende Akte, die alle Sinne zugleich ansprachen, wurden eine Vergangenheit und eine Beziehung zu den Vorfahren hergestellt und damit eine Gemeinschaft. Letztendlich richte eine Sinnesarchäologie die Aufmerksamkeit nicht mehr auf die Bedeutung der Dinge, sondern auf ihre sozialen Effekte.

Hinter der grossen Geste, mit der Hamilakis einen Paradigmenwechsel fordert, steckt ein durchaus berechtigtes Unbehagen an der modernistischen, projizierenden Deutung der Hinterlassenschaften vor allem schriftloser Kulturen. Ob sich die Verschiebung des Focus auf die sozialen Effekte der Artefakte bei der Untersuchung von Schriftkulturen als tragfähig erweisen wird, müssen zukünftige Untersuchungen zeigen.

Synaesthesia und antike Literatur. Ein überwiegend altphilologisches Projekt stellt der zweite zu besprechende Band dar, das heisst in ihm beschäftigen sich Altphilologen mit antiker Literatur. Dass dieser Zugang über extrem elitäre Kunstprodukte uns näher an die soziale Bedeutung der Sinne für den antiken Menschen im Sinn von Hamilakis' Forderung bringen kann, darf von vornherein bezweifelt werden. Was die griechische Literatur

anbelangt, so findet sich gerade in den Komödien durchaus deftig-volkstümliches Vokabular. Die Römer als kulturelle Emporkömmlinge waren dagegen besonders heikel, was die Literaturfähigkeit des Alltagswortschatzes anging. Die Blutleere ihrer klassischen Texte ist ein beredtes Zeugnis dafür. So müssen die Aussagen in der vielfach gefilterten Sprache der antiken Autoren nicht für das genommen werden, was auf den Strassen Athens oder gar Roms oder Alexandrias geäußert und empfunden wurde.

Der Band *Synaesthesia and the Ancient Senses* ist der erste einer Reihe *The Senses in Antiquity*, deren folgende fünf Bände je einem der westlich-klassischen Sinne gewidmet sein werden. Dass der westliche Mensch der Antike die Welt durch synästhetische Erfahrungen wahrnahm, während der spätere und heutige reiner durch das Auge empfindet, ist ein so verbreiteter wie angreifbarer Gemeinplatz. Der Band jedoch unterwirft sich dem, wie Hamilakis wohl sagen würde, kolonialistischen Paradigma und zeigt anhand einiger Beispiele, wie die unterschiedlichen Sinne zusammenwirkten. Der erste Beitrag von J. I. Porter, der überlegt, warum sich die Zahl der Musen auf neun eingependelt hat, macht bereits ein grundsätzliches Problem sichtbar, das entsteht, wenn man sich sensorischen Realitäten der Vergangenheit anhand ihrer hochartifizialen Literaturproduktion nähern möchte: Vielfach werden in der antiken Literatur Redestile mit Architektur und Skulptur verglichen. Wird in diesen Fällen tatsächlich Sprache in Dimensionen gesehen oder als taktil gedacht? Viel eher sind das Metaphern, ebenso wie die vorgebliche Sichtbarkeit von Klängen, etwa in den Stücken des Aischylos oder in der attischen Vasenmalerei. A. Purves erläutert mit grossem rhetorischem Aufwand Geschichten von Herodot – dessen Experiment, mit Steinen auf die Schädel von einige

Jahrzehnte zuvor gefallenen Ägyptern und Persern einzuschlagen, (3, 12) wird als eine Art «sinnlicher Geographie» gedeutet; die beiden in der Dunkelheit spielenden Geschichten über die Ohren des Smerdis (3, 69) und über die Königstochter und den gestohlenen Schatz (2, 121) sollen eine haptische Theorie des Blicks zeigen. Der natürlich besonders ergiebige Aristophanes ist das Thema dreier Abhandlungen: M. Payne untersucht die Sprache der Tiere in den Vögeln, M. Telò die Überschreitung nicht nur sozialer, sondern auch sensorischer Hierarchien am Beispiel der Ritter; A. Clements ist fasziniert vom Wursthändler in den Rittern, der gern politische Vergleiche aus seinem Metier heranzieht. Wie Platon, der oft über die «Ästheteten», die «Liebhaber schöner Klänge, Farben und Formen» und ihr antiphilosophisches Verhalten herzieht, die Schönheit als eine *synaesthesia* konzipiert, die normalerweise getrennte sensorische Erfahrungen vereint und sie damit entsinnlicht, betrachtet R. M. Rosen. Die synästhetische Erfahrung im Sinn Platons sei keine körperliche, sondern eine intellektuelle. K. Volk zeigt, wie Manilius' *Astronomica* die stoische Konzeption eines «Weltgedichts» verkörpert. Die Welt wird als körperliches Kontinuum dargestellt, das durch die *sympatheia* seiner Bestandteile geformt und zusammengehalten wird. Die Interaktion mit dem Universum beansprucht in dieser Weltkonzeption alle Sinne des Menschen. Über das Empfindungsvermögen abgetrennter Körperteile handelt der Beitrag von B. Walters. Ausgangspunkt ist Lucans Darstellung der grausamen Ermordung des Marius Gratidianus 82 vor Christus, in der die vom Körper abgetrennten Sinnesorgane noch kurz weiterfunktionieren. Anders sieht das beim Epikureer Lucretius aus, in dessen Werk gleichfalls viele Körperteile abgetrennt werden, aber sofort aufhören zu empfinden.

M. Bradleys Beitrag zur antiken Farbwahrnehmung ist auch unabhängig vom Oberthema des Bandes von grösstem Interesse. Entgegen der vorherrschenden Ansicht von der Armut der griechischen und römischen Kategorien zur Beschreibung und Benennung von Farben plädiert er für eine Annäherung an die Farben jenseits des visuellen Paradigmas, indem er Wahrnehmungen untersucht, die als synästhetisch bezeichnet werden können, zum Beispiel die metaphorische Verwendung von Farben in der griechischen Musiktheorie mit ihren chromatischen Skalen oder bei den *colores* der lateinischen Rhetorik. Farbwahrnehmung als wichtiger Bestandteil einer Kultur könne sehr unterschiedlich funktionieren und unterschiedlichen Kriterien folgen. Unser System, nach der Wellenlänge, sei nur eine Möglichkeit, und schon im Griechischen gebe es wenige Übereinstimmungen mit unseren Bezeichnungen und Kategorien. Der konzise Artikel gibt einige Aufschlüsse über antike Wertsysteme. Der letzte im eigentlichen Sinn antike Beitrag ist C. Doziers Untersuchung des quintilianschen, aber bereits auf Aristoteles zurückgehenden Gegensatzes rednerische Klarheit versus poetische Dunkelheit. Bei seiner Betrachtung der Funktion der Dunkelheit in der antiken Theorie der Rhetorik wird deutlich, dass als synästhetisch Gedeutetes meist nur metaphorisch ist. Drei Beiträge befassen sich mit neuzeitlichen Rezeptionsphänomenen.

Die Beiträge des Bandes sind für sich genommen durchaus anregend und weiterführend, jedoch scheint das in der Einleitung der Herausgeber kurz skizzierte gemeinsame Gerüst noch nicht recht tragfähig zu sein. Angesichts des theoretischen Aufwands, den der Prähistoriker Hamilakis betreibt, geht es hier doch insgesamt recht konventionell zu. Die Fokussierung auf die westlich-traditionellen fünf Sinne und die keineswegs zwangsläufige Wahl

der Einzelthemen lassen noch nicht recht erkennen, wohin die Sinnesgeschichte als Forschungsparadigma der Altertumswissenschaften führen soll. Ob sie sich durchsetzen kann, hängt zum einen von einer theoretischen Verfeinerung des Instrumentariums ab, die den Mehrwert und die Notwendigkeit erkennen lässt, zum anderen freilich von den Unwägbarkeiten der Stellenbesetzungen der nächsten Jahre.

Frank Daubner (Stuttgart)

Mark M. Smith
The Smell of Battle,
the Taste of Siege
A Sensory History of the Civil War

Oxford University Press, New York 2015, 197 p., \$ 27,95

Historien prolifique, Mark M. Smith, un Britannique installé depuis deux décennies à Charleston en Caroline du Sud, a débuté sa carrière par une exploration des rapports au temps dans la société esclavagiste sudiste (*Mastered by the Clock*, 1997) puis a analysé dans un deuxième livre les paysages sonores du Nord (industriel et bruyant) et du Sud (pastoral et tranquille) des Etats-Unis au 19^e siècle (*Listening to 19th C. America*, 2001). Smith s'est ensuite tourné vers l'utilisation des sens dans la «mise en race» (*racialization*) des rapports entre esclaves et hommes libres (*How Race is Made*, 2006). Dans le cadre d'une recherche interdisciplinaire sur les ouragans Camille (1969) et Katrina (2005), l'auteur a également travaillé récemment sur l'impact sensoriel des catastrophes naturelles (*Hurricane Katrina and the Forgotten Coast of Mississippi*, 2014). Avec *Smell of Battle*, Mark M. Smith met en évidence l'«assaut sensoriel» (97) ou encore la «révolution des sens» (135) que constitue la Guerre de Sécession étasunienne (1860–1865).

Destiné en premier lieu à un public étasunien, ce livre concis et élégant peut néanmoins être lu avec intérêt par un public européen. En effet, en focalisant notre attention sur une des premières guerres de la modernité industrielle (et dont le 150^e anniversaire s'achève cette année), *Smell of Battle* permet un décentrage salutaire par rapport à l'avalanche continue de publications, documentaires et autres expositions historiques qui marquent le centenaire de la Première Guerre mondiale. Fin 2013, Mark M. Smith participait ainsi à un colloque organisé à l'Imperial War Museum de Londres (*Conflict and the Senses*) pour faire le point sur la guerre et la violence extrême comme objet d'étude pour l'histoire des sens (cf. aussi à ce propos les expositions *The Sensory War 1914–2014* à Manchester ou encore *Fasnacht der Hölle – Der erste Weltkrieg und die Sinne* à Stuttgart). A l'occasion de ce colloque londonien, l'historien soulignait à juste titre les échos et continuités entre les expériences sensorielles de 1914 et celles de la Guerre de Sécession. Si l'on oublie parfois en Europe la dimension centrale de la Guerre de Sécession pour l'histoire des Etats-Unis, la passionnante lecture de *Smell of Battle* nous rappelle sans équivoque son impact brutal sur la société étasunienne.

Basé sur une lecture très attentive d'un nombre considérable de sources et d'études, l'ouvrage est soigneusement construit autour de cinq chapitres qui revisitent chacun un moment clé de la Guerre de Sécession et reconstituent avec brio les expériences sensorielles multiples liées à cette succession d'événement. Le livre débute par le tumulte des assemblées sécessionnistes, auquel s'oppose le silence résigné du monde des esclaves, et le fracas des premiers coups de canon tirés contre Fort Sumter, au large de Charleston (décembre 1860). (Chap. 1) Après avoir mis en scène les «sons de la Sécession»,

l'auteur évoque la confusion visuelle qui saisit les soldats des deux camps pris dans le désordre de la première bataille de Bull Run (juillet 1861). (Chap. 2) A l'aide de ces deux premiers chapitres, Smith nous rappelle à quel point la guerre fait irruption dans le quotidien et transforme l'expérience et la «hiérarchie des sens». (45) Dans une société ordonnée et réglée par des sons récurrents et familiers et où le sens de la vision règne en maître absolu, on ne peut en effet qu'être profondément troublé par les similarités trompeuses entre les couleurs des uniformes des amis et des ennemis et les ordres contradictoires sonnés au clairon par les deux armées qui s'emmêlent sur le champ de bataille.

Si l'on ne pouvait plus se fier à ses sens, que penser alors du choc produit par l'odeur pestilentielle des cadavres qui envahit la petite bourgade de Gettysburg et ses alentours au lendemain de la meurtrière bataille éponyme (juillet 1863), (chap. 3) ou encore de la dégradation du goût lors d'épisodes comme la famine qui accompagne le long siège de la ville sudiste de Vicksburg dans le Mississipi (été 1863) ? (Chap. 4) Comme le remarque Smith, les témoins contemporains virent dans les charniers sans précédents de la Guerre de Sécession un signe que «la Nation entière semblait se décomposer», (83) tandis que les affres subies par les populations civiles semblait remettre en question les limites même entre humanité et animalité. Dans un chapitre particulièrement poignant, Smith évoque ensuite la promiscuité insensée à laquelle se sont soumis par idéalisme les huit hommes d'équipage du sous-marin sudiste *Hunley*. Fragile innovation militaire développée dans l'espoir de sauver le système esclavagiste en empêchant le blocus unioniste au large de Charleston (février 1864), (chap. 5) le *Hunley* coule dès sa première sortie. Alignés au coude à coude dans ce véritable «cercueil d'acier», (119)

les hommes d'équipage représentaient peut-être l'espoir de la société blanche, mais leur entassement désespéré évoque surtout les sinistres empilements des corps d'esclaves au sein des navires négriers ou encore la condition des galériens de l'Antiquité. Relégués au second plan dans la hiérarchie des sens, la brutalité des sensations olfactives, le «nivellement du goût» (101) et la violence charnelle infligée aux corps sont ainsi poussés à l'extrême.

L'épilogue de *Smell of Battle* récapitule les principaux acquis de ce parcours analytique à travers les cinq sens – qui nous fait passer de l'ouïe au toucher, en passant par la vue, l'odorat, et le goût et revient sur deux dimensions finales de la Guerre de Sécession. En premier lieu la terrible marche vers la mer du Général nordiste Sherman à travers la Géorgie et la Caroline du Sud (fin 1864, épilogue), une stratégie de la terre brûlée (sorte de

«Vicksburg en mouvement»), (143) qui met définitivement à genoux la Confédération. Et deuxièmement, les célébrations joyeuses – et sonores – des esclaves libérés qui suivent la fin des hostilités au printemps 1865. Bien sûr, cette «nouvelle naissance de la liberté» (146) qui clôt *Smell of Battle* restera longtemps inachevée. De plus, la profonde empreinte de la Guerre de Sécession sur la société étasunienne est encore loin de s'estomper. Une des grandes qualités de *Smell of Battle* réside, à n'en pas douter, dans son évocation de toute la tessiture de sens à tout jamais «perdus». Et même si Mark M. Smith n'en parle pas explicitement, «l'expérience de la guerre totale» qu'il dépeint annonce les traumatismes qui vont s'abattre sur d'autres sociétés au cours du 20e siècle.

Matthieu Leimgruber (Genève)

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Françoise Briegel
Négociier la défense
Plaider pour les criminels
au siècle des Lumières à Genève

Droz, Genève 2013, 392 p., fr. 38.–

Les Lumières pénales ont bénéficié en Suisse romande d'une diffusion et d'une réception précoces. Depuis la fin du 20^e siècle, de nombreuses publications en ont éclairé divers aspects, concernant aussi bien les réflexions théoriques sur le droit de punir, les peines, la procédure et les droits de la défense, et cetera, que les évolutions qui s'y sont concrètement manifestées, déjà avant la Révolution, dans divers domaines droit pénal et de la procédure pénale (pour une synthèse récente, cf. l'article de E. Salvi dans *Penser la peine à l'âge des Lumières*, Pessac 2012). Les travaux concernant Genève sont à cet égard particulièrement importants, avec les très nombreuses recherches novatrices du professeur Michel Porret et de ses élèves.

C'est à ce courant de recherches que se rattache le beau livre de Françoise Briegel, issu d'une thèse de la Faculté des Lettres de Genève soutenue en 2008 sous la direction dudit Michel Porret. Centré sur la défense pénale, il commence logiquement par un chapitre détaillé sur la profession d'avocat dans la ville de Calvin. Analyse juridique de la réglementation applicable, y compris les obligations professionnelles et le devoir d'accepter la mission de défenseur d'office, complétée notamment par la publication des règlements de 1711 et 1787; mais aussi analyse plus large, incluant l'évolution de la formation professionnelle des membres du barreau genevois, la conception de leur mission

à travers notamment divers discours de réception à la «matricule» de la seconde moitié du 18^e siècle, également publiés en annexe, voire des éléments de prosopographie dudit barreau (avec en particulier aux p. 341 ss. un tableau des carrières politiques et judiciaires des avocats défenseurs des criminels de 1734 à 1792).

Une des spécificités de l'évolution du droit et des pratiques pénales genevoises à la fin de l'Ancien Régime est toutefois d'avoir été, plus qu'ailleurs, directement liées aux troubles politiques, qui, tout au long du 18^e siècle, agitent la République. Publication imprimée des Edits civils, abolition de la torture en 1738, développement progressifs des droits de la défense pénale, notamment à travers une publicité accrue du procès et l'admission depuis 1734 du droit d'être assisté par un défenseur... Toutes ces réformes sont certes liées à des évolutions idéologiques annonçant les Lumières pénales ou inspirées par elles; concrètement, elles répondaient toutefois principalement à des demandes de réforme auxquelles le gouvernement genevois a dû donner suite dans le cadre du règlement des troubles évoqués ci-dessus.

Aussi Françoise Briegel consacre-t-elle de longs développements à retracer ces évolutions législatives en les replaçant dans leur contexte politique: le lecteur ne sera pas surpris d'y trouver un historique de la procédure pénale genevoise au fil du 18^e siècle. Il y rencontrera toutefois aussi de riches indications d'histoire politique, faisant notamment le point sur diverses «affaires» ayant marqué l'histoire de la République de 1707 à 1792 (affaire Fatio, affaire Micheli du Crest, affaire Rousseau ...) et sur leurs liens

avec lesdites évolutions législatives. De même, plusieurs pages évoquent en détail la «commission du code» finalement mise en place, après bien des tergiversations, entre 1774 et 1779 et dont la dissolution en 1779 sera un des facteurs déclenchant des troubles de 1780–1782.

Mais l’auteure ne se contente pas d’étudier les lois concernant la procédure pénale et leur contexte politique. Dans la partie la plus importante de son ouvrage, faisant l’objet des deux derniers chapitres, elle analyse aussi concrètement leur mise en place. Là aussi en constant rapport avec les revendications politiques précitées et le développement progressif des garanties en faveur des prévenus, mais en recourant en outre abondamment aux sources d’archives, notamment judiciaires, elle distingue notamment les différents types de procédures applicables au «grand» et au «petit criminel», le déroulement de l’instruction, le choix des défenseurs, les mémoires juridiques et les plaidoiries, le prononcé des jugements, et cetera. Notons aussi, parmi bien d’autres indications concernant les procès pénaux, une mise au point détaillée sur le droit et la pratique de la grâce par le Conseil des Deux-Cents (197 ss., 258 ss., 283 s., 353 s.) et l’apparition, à la fin de la période étudiée, d’un droit pour l’accusé finalement innocenté d’être indemnisé à certaines conditions. (207 ss.)

Dans le cadre de cet examen concret du déroulement du procès pénal, Françoise Briegel examine en particulier dans quelle mesure les droits progressivement accordés aux accusés, impliquant en particulier une certaine publicité du procès et une défense par un avocat, sont réellement utilisés. Or elle parvient à la constatation que cela ne sera le cas que dans une minorité des affaires jugées pénalement, (107 cas sur près d’un millier d’affaires ou une défense par un avocat aurait été théoriquement possible entre 1734 et 1792, cf. 289)

même tout à la fin de la période étudiée où le recours effectif à la défense pénale augmente un peu: en réalité en effet les accusés renonçaient souvent à ces droits et étaient même parfois fortement incités à le faire! On pourrait y voir le signe que ces réformes restaient mal acceptées. En réalité cependant, l’auteure montre qu’une telle renonciation pouvait être le résultat d’une négociation, l’intéressé obtenant en contrepartie l’assurance informelle d’être condamné à une peine modérée, sa famille ou lui-même pouvant par ailleurs préférer une sentence prononcée discrètement.

C’est certainement la révélation la plus novatrice de l’ouvrage dont il est ici rendu compte, ce qui explique qu’elle en ait inspiré le titre principal. Dans sa conclusion, l’auteure tire d’ailleurs un parallèle avec les procédés de *plea bargaining* qui se développeront quelques décennies plus tard dans les pays anglo-saxons (et dont la procédure simplifiée récemment introduite dans le nouveau Code de procédure pénale suisse pourrait permettre la réapparition dans notre pays). Pour cet apport nouveau, mais aussi pour tous les autres renseignements extrêmement précieux qu’il donne sur de nombreux aspects de l’histoire du droit, de l’histoire des professions juridiques, de l’histoire de la pensée des Lumières, et même de l’histoire politique à Genève au XVIIIe, le livre de Françoise Briegel mérite d’être dans toutes les bibliothèques.

Denis Tappy (Lausanne)

Valentin Groebner
Wissenschaftssprache digital
Die Zukunft von gestern

Konstanz University Press, Konstanz 2014, 176 S., € 16,90

Die Grundproblematik des Verhältnisses von HistorikerInnen zur digitalen Technologie umreißt Valentin Groebner – im für

ihn unverkennbaren prägnanten Stil, der mir als Leser grosse Freude macht – gleich zu Beginn seines Essays: Historiker kämen «von Berufs wegen immer zu spät». (14) Ihr Job sei zudem, Äusserungen auseinanderzunehmen und zu schauen, woraus sie eigentlich gemacht seien, und sie bewegten sich deshalb «andauernd zwischen dem Kaputtmachen und dem Reparieren hin und her». (14)

Damit gibt Valentin Groebner mir nützliche Werkzeuge an die Hand, Struktur und Inhalt seines Textes besser verstehen zu können. Schliesslich ist Valentin Groebner ja Historiker und schreibt vor allem über seine eigene Zunft. Die zentrale Frage des Textes unterteilt ihn in zwei Teile: «Auf welchen Erzählmotiven beruht das Reden über die digitalen Zukünfte, und was ergibt sich daraus für das Schreiben in der Wissenschaft?» Etwa die Hälfte des Essays dekonstruiert diesen zwei Teilfragen entlang alle Vorstellungen, Mythen und Predigten rund um das «Land Digitalien». Was sehr informationsreich, mit vielen interessanten Details und prägnanten Aussagen gemischt geschieht. Die zweite Hälfte ist dann dem Reparieren gewidmet. Diese kommt viel nüchterner und auch sprachlich weniger schwungvoll daher. Liegt dem Historiker das «Kaputtmachen» besser? ... «Oder habe ich, als Historiker, einfach leicht reden?» (23)

In den ersten Kapiteln versucht Groebner – reich illustriert von Beispielen aus seiner eigenen Erfahrung, aus Wissenschaft, Literatur, Kunst oder Film – die grundlegenden Herausforderungen herauszuarbeiten, denen ein Geisteswissenschaftler in der zunehmend digital dominierten Berufswelt gegenübersteht. Hierbei steht die stete Veränderung im Vordergrund, die den Zwang mit sich bringe, stets auf das Neueste zu reagieren, um nicht überholt zu werden (der «elektrische Leviathan»). Groebners Schwerpunkt liegt jedoch auf der Enttarnung der diskursiven Struk-

turen, welche die Diskussion um die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten strukturieren und sich um das «Netz» im Allgemeinen gelegt haben. Entfernt man diese Strukturen, so bleibt von all dem Hype nicht mehr viel übrig. Groebner zeigt damit auf überzeugende Weise, dass die (an religiöse Topoi anknüpfende) Rede über das «Netz» auf alten und wiederholt gebrauchten Diskursstrukturen aufbaut, die mit digitaler Technologie meist gar nichts zu tun haben. Dieses Reden ist einerseits geprägt von Utopien: Das Netz als «ewig subversive Gegenkultur». (29) Andererseits ist es geprägt von Dystopien, die das Netz von Machtmonopolisten gesteuert sehen, welche die digitale Kommunikation auf Mainstream trimmen. Man muss Groebner zugute halten, dass er den Kulturpessimismus der Letzteren nie übernimmt. Doch meine ich zwischen den Zeilen zu lesen, dass er doch eher dem Lager der Dystopisten zuneigt. Ist das vielleicht das Schicksal des Historikers, weil er eben immer «zu spät» kommt, schon von Beginn weg desillusioniert, gar nicht mehr zu utopisch-naivem Denken fähig ist?

Im zweiten Teil des Essays wendet sich Groebner der heutigen digitalen Kommunikationspraxis und dem sie umgebenden Kontext zu. Neu sei daran eigentlich kaum etwas. Auch das Netz könne die negativen Seiten der Gelehrtenrepublik nicht beseitigen. Die digitale Kommunikation sei lediglich die «technische Fortsetzung der alten gelehrten Korrespondenz». (97) Die viel beschworene Egalität gebe es nicht, habe es in der Wissenschaft nie gegeben, meint Groebner mit erkennbarem Bedauern. Eher negativ seien die Folgen: Der dauernde Druck, präsent zu sein, Material zu akkumulieren und weiter zu verteilen, habe absurde Folgen und sprengte die Grenzen des Menschseins, weil niemand mithalten könne.

Dass vieles beim Alten bleibt, ist aber nicht nur schlecht: Ohne analoge Medien

könne auch heute keine wissenschaftliche Debatte funktionieren. Sicherlich nicht in den Geisteswissenschaften, dort bilden gedruckte Bücher immer noch die Hauptreferenz, und so ist es auch in den digitalen Beiträgen. Valentin Groebner hält denn auch ein Plädoyer für das reale, sinnlich erfahrbare Buch, zu dessen Lektüre sich der Leser zurückziehen kann, ohne jede (digitale) Störung von aussen.

Die Frage, die sich mir beim Lesen mit voranschreitender Lektüre immer brennender stellt: Sieht Valentin Groebner denn auch genuin positive Effekte der digitalen Wissenschaftskommunikation? Ja, es gibt sie. Ihre Liste ist zwar relativ kurz und bescheiden, aber immerhin: Man sei gezwungen, sich kurz zu halten: «Wer schreibt, darf möglichst kurz, möglichst unverschämt und möglichst witzig sein». (129) Zwar würden dadurch Texte auch oberflächlich, seien elliptisch und für eine eingeweihte Gemeinde geschrieben. Aber das Netz zwingt dazu, übersichtliche, knappe, präzise Texte zu verfassen. (136)

Aufgrund seiner Analyse plädiert Groebner für eine Kombination analoger und digitaler Verfahren. Demgemäss sein Fazit: «Die digitalen Kommunikationskanäle in der Praxis sind eine wunderbare Erweiterung der eigenen Arbeitsmöglichkeiten. Sie haben den Zugang zu Texten, Bildern und Wissen in allen Formen in fantastischer Weise erleichtert und beschleunigt. Aber sie unterliegen denselben realen Beschränkungen in Bezug auf institutionelle Hierarchien, technische Infrastrukturen, körperliche Grenzen und Zeit wie ihre analogen Vorläufer und Geschwister.» (147)

Es gehört Mut dazu, sich an ein so im Fluss befindliches Themengebiet heranzuwagen. Viele Publikationen in diesem Gebiet enthalten oft wenig bis gar nichts Substantielles. Groebners Buch gehört definitiv nicht dazu. Die Analyse der digitalen Diskurse ist lesenswert und er-

hellend. Zuweilen bringt Groebner aber so viel Material, dass man den Überblick zu verlieren droht.

Zu Groebners doch recht ernüchterndem Fazit ist zu sagen: Möchte man dem Historiker nicht doch mehr aufklärerisch-utopisches Denken wünschen? Denn schlussendlich sind es zutiefst aufklärerische Haltungen, die alle Netzutopisten befördern, und so schlecht kann das doch nicht sein. Denn diese Haltungen bilden das Fundament unserer Kultur, und damit auch der Wissenschaft.

Stefan Andreas Keller (Zürich)

Maurice Cottier **Liberalismus oder Staatsintervention** Die Geschichte der Versorgungspolitik im Schweizer Bundesstaat

Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2014, 216 S., Fr. 40.–

69000 Tonnen Zucker, 13000 Tonnen Reis, 420000 Tonnen Getreide, 1,7 Milliarden Liter Benzin: in Pflichtlagern wird gebunkert, was im Ernst- oder Notfall während ein paar Monaten das Überleben der Bevölkerung sichern soll. Nach dem Subsidiaritätsprinzip ist die Pflichtlagerhaltung in der Schweiz Sache der Wirtschaft. Der Bund legt die Rahmenbedingungen fest und kontrolliert die Warenlager, in denen heute Pflichtwaren im Wert von rund 5 Milliarden Franken liegen.

Die Geschichte dieser Pflichtlager ist Teil der Geschichte der staatlichen Versorgungspolitik, die Maurice Cottier in *Liberalismus oder Staatsintervention* auf äusserst lesbare Weise aufgearbeitet hat. Die sich verändernden Versorgungsstrategien des Bundes spiegeln die konkreten und imaginierten Bedrohungslagen unserer Gesellschaft. Sie standen in Wechselwirkung mit der jeweils vorherrschenden Wirtschaftspolitik und sie geben Auskunft über Lernprozesse nach Versorgungsengpässen.

Cottier unterscheidet drei Phasen der Versorgungspolitik. Die erste Phase dauerte von der Gründung des Bundesstaats 1848 bis zum Ersten Weltkrieg und stand unter dem Zeichen liberaler Nichtintervention. Das Bedrohungsszenario waren Missernten und Engpässe bei der Versorgung mit industriellen Rohstoffen. Die Antwort darauf war eine Wirtschaftspolitik, die Rahmenbedingungen schuf, damit Güter weltweit möglichst frei zirkulieren konnten, sodass immer zum niedrigsten Preis importiert werden konnte. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 führte die Kehrseite dieser gewinnbringenden Abhängigkeit vom Ausland vor Augen. Die Eisenbahnlinien links und rechts des Rheins lagen im Kriegsgebiet, es gab Transportprobleme. In der Folge änderte sich das Bedrohungsszenario: Militärische Konflikte standen nun im Zentrum. 1891 entschied der Bundesrat, eigene Getreidelager anzulegen. Sie wurden durch das Militär verwaltet; der Bestand orientierte sich an der Truppenstärke. Die Vorstösse aus Arbeiterkreisen und von Bauernverbänden, der Staat solle den Getreidehandel dauerhaft kontrollieren, scheiterten jedoch an der liberalen Wirtschaftspolitik. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte der Selbstversorgungsgrad einen historischen Tiefstand erreicht.

Mit dem Ersten Weltkrieg begann die zweite Phase der Versorgungspolitik. Die Mobilmachung führte in der Schweiz zu einem abrupten Arbeitskräftemangel. Hamsterkäufe trieben die Preise in die Höhe. Im August 1914 erliess der Bundesrat eine Verordnung gegen den «Wucher mit Nahrungsmitteln und anderen unentbehrlichen Dingen» und erteilte den Kantonen die Befugnis, Höchstpreise festzulegen. Der Übergang zu einer Politik der Staatsintervention verlief allerdings schleppend und planlos. Ab 1915 wurde die Einfuhr von Getreide, Reis und später Zucker sukzessive unter staatliches

Monopol gestellt. Im Zentrum der Kriegswirtschaft stand die Garantie der Nichtwiederausfuhr gegenüber den Kriegsparteien. Dazu waren Kontrollinstanzen nötig. Die im Oktober 1915 ins Leben gerufene *Société Suisse de Surveillance Economique* wurde alleinige Importeurin gegenüber der Entente, für den Warenverkehr mit Deutschland und Österreich-Ungarn war die *Treuhandstelle in Zürich für die Einfuhr deutscher Waren in die Schweiz* zuständig. Sie regelte den Kompensationsverkehr, das heisst den Tausch von Milchprodukten und Schlachtvieh gegen Kohle, Dünger, Baumwolle, Stahl und Eisen. Mit dem Kriegseintritt der USA und der verstärkten Wirtschaftsblockade gegen die Mittelmächte geriet die Schweiz zunehmend unter Druck. Im Juli 1917 verhängten die USA einen Exportstopp für Getreide. Im selben Jahr verschärfte Deutschland die Bedingungen für seine Kohlelieferungen, die nun nicht mehr mit Käse, sondern mit Krediten erkaufte werden mussten. Die grosse Zahl kaum koordinierter Verordnungen und Beschlüsse, das Subsidiaritätsprinzip und die sehr zögerliche Rationierung von Lebensmitteln führten zu einer Lebensmittelknappheit und -teuerung, die sich 1918 im Landesstreik entlud.

Die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg führten dazu, dass man bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auf den Ernstfall vorbereitet war. Das «Sicherstellungsgesetz» vom April 1938 schuf die Grundlage für eine intensive Lagerhaltung von Lebensmitteln und Rohstoffen. «Schweizerische Wehrwirtschaftspolitik muss in hohem Masse Vorratspolitik sein», hiess es in der entsprechenden Bundesbotschaft. (97) Die als «Anbauschlacht» ins kollektive Gedächtnis eingegangene neue Agrarpolitik von Friedrich Traugott Wahlen hatte dagegen vor allem symbolischen Charakter; sie stützte die Kriegsmoral, den Durchhaltewillen und das Zusammen-

gehörigkeitsgefühl. Die grössten Probleme waren logistischer Art. Man verhandelte mit den europäischen Mächten über die Benützung von Hafenanlagen und mit den USA über ein garantiertes Kontingent an Schiffsfrachtraum. Bei einer griechischen Reederei wurden 15 Schiffe gechartert und im April 1941 erliess der Bundesrat ein provisorisches Schweizer Seeschiff-fahrtsrecht. Energieträger wurden gegen umfangreiche Clearingkredite aus dem nationalsozialistischen Deutschland importiert, Lebens- und Futtermittel hingen von der Gunst der Alliierten ab und kamen aus Übersee. Wegen der umfangreichen Schweizer Rüstungsmateriallieferungen an Deutschland stoppten die USA wiederholt ihre Getreidelieferungen, was die Schweiz empfindlich traf.

Die Versorgung mit Industrie-Rohstoffen und Nahrungsmitteln blieb unmittelbar nach dem Krieg prekär. Die Beziehungen zu den Siegermächten waren wegen des Festhaltens der Schweizer Regierung an der Neutralität und dem nie sistierten Aussenhandel mit NS-Deutschland äusserst angespannt. Erst im April 1948 wurde die Eidgenössische Zentralstelle für Kriegswirtschaft aufgelöst. Gleichzeitig begann man mit dem Aufbau einer Schattenorganisation für den Fall eines erneuten Kriegsausbruchs. Während des Kalten Kriegs wurde die wirtschaftliche Landesversorgung zu einer dauerhaften bundesstaatlichen Institution.

In den 1970er-Jahren löste das neoliberale Wirtschaftsparadigma diese Interventionspolitik ab und läutete damit die dritte Phase schweizerischer Versorgungspolitik ein. Ähnlich wie im 19. Jahrhundert war man wieder der Meinung, das freie Spiel der Märkte gewährleiste am besten die Versorgung des Landes. Der Bund wollte keinen staatlichen Interventionismus und keine protektionistische Strukturpolitik mehr betreiben, sondern nur noch subsidiär eingreifen. Ziel der neuen staatlichen

Risikopolitik war die Stabilisierung der Wirtschaft bei Angebotsschwierigkeiten, wie sie mit der Suezkrise 1956 und dann mit dem Ölpreisschock von 1973/74 vor Augen geführt worden waren. 1982 trat das revidierte Landesversorgungsgesetz in Kraft, das bis heute gültig ist. Es regelt in erster Linie die Pflichtlagerhaltung und es ersetzt den Begriff der «Kriegsvorsorge» mit dem der «wirtschaftlichen Landesversorgung». Im Zentrum steht seither nicht mehr ein Krieg, sondern das potenzielle Versagen der Märkte.

Es hat diesem Buch gut getan, dass Cottier daraus keine Qualifikationsarbeit gemacht hat. Es ist gut recherchiert, luzide geschrieben und es wurde kein methodisch-theoretischer Ballast mitgeführt. Das weitgehende Fehlen des globalen versorgungspraktischen und wirtschaftstheoretischen Kontextes – wie John Maynard Keynes' Überlegungen zur Rohstofflagerung aus den 1920er-Jahren oder die Bemühungen zur Rohstoffpreisstabilisierung durch die Vereinten Nationen – mag bedauerlich sein, ist konzeptuell aber nachvollziehbar. Dass die wirtschaftlich kostengünstige Just-in-time-Produktion und der vollständig liberalisierte Handel nur im krisenresistenten Modellfall einwandfrei funktionieren, ist eine Erkenntnis, die sich nach der Lektüre dieses Buchs aufdrängt. Die Geschichte der staatlichen Versorgungspolitik sollte all jene interessieren, die auch den nichtvorhergesehenen Weltlauf in Betracht ziehen.

Lea Haller (Genève)

Frédéric Deshusses
Grèves et contestations ouvrières
en Suisse 1969–1979

Editions d'en bas & Archives contestataires, Lausanne,
 Genève 2014, 148 p., fr. 22.–

Partant du constat que les analyses historiques consacrées à la décennie qui suit 1968 ne traitent que partiellement des conflits du travail, cet ouvrage offre un inventaire des luttes ouvrières de cette période, et poursuit le double objectif de nourrir une mémoire ouvrière et de signaler des pistes archivistiques et méthodologiques pour des études plus systématiques. L'auteur défend également la thèse de l'existence d'un «cycle de grèves» dans lequel ces dernières représentent les moments les plus intenses de «la contestation ouvrière». En outre, ces événements prennent place dans un contexte de restructuration du capitalisme et de remise en cause des syndicats dans la représentation ouvrière, terrain sur lequel ils sont concurrencés par de nouveaux groupes de gauche qui cherchent à soutenir et à élargir ces grèves. De plus, à cette époque, les travailleuses et travailleurs migrant·e·s renforcent leur présence à la fois sur les lieux de travail et dans les conflits.

Dans le premier chapitre, Frédéric Deshusses développe sa thèse d'un cycle spécifique de grèves englobant les conflits du travail intervenus entre 1969 et 1979. La spécificité du cycle tient notamment à l'existence de comités de grèves autonomes et de groupes de soutien qui tentent de diffuser leurs revendications en dehors des lieux de travail. Cette nouvelle logique militante est alimentée dans diverses villes de Suisse romande par des groupes issus de ce qu'on désigne sous l'expression Nouvelle gauche, parfois en rupture avec des partis politiques comme le Parti du Travail (PdT) et qui concurrencent les syndicats et les partis sur le terrain de la représentation ouvrière. En plus d'une

augmentation des jours de grèves établie par la statistique, l'idée d'un cycle cohérent s'inscrit également dans une phase de réorganisation de la production, d'accélération des cadences, de dégradation des conditions de travail, et un processus de concentration qui change les rapports de entre patrons et ouvriers.

Le deuxième chapitre est consacré aux sources qui permettent d'écrire l'histoire de la contestation ouvrière en Suisse. Deshusses y présente les ouvrages rédigés par les groupes politiques, leurs périodiques, leurs archives, et celles des syndicats, ainsi que les sources produites par les grévistes. Il prête une attention particulière à la manière dont les archives des groupes militants mentionnés plus haut, non dotés de structures pérennes qui auraient permis de conserver leurs publications et leurs documents internes, ont été sauvées par le biais d'initiatives personnelles, chacun ayant gardé ses archives par devers lui. Il souligne aussi le rôle essentiel d'entités comme les Archives contestataires (Genève), le Sozialarchiv (Zürich) ou l'Association pour l'étude et l'histoire du mouvement ouvrier (AEHMO, Lausanne), puisqu'elles permettent non seulement la conservation de ces matériaux, mais encore leur mise en relation et en série.

Le troisième chapitre est consacré à la grève du printemps 1970 dans l'entreprise du bâtiment Murer à Genève, engagée sur plusieurs chantiers dont celui du centre commercial de Balaxert. L'auteur explique que cette lutte peut être considérée comme un «moment inaugural» puisqu'on y trouve les éléments présents dans les autres grèves du cycle: soutien de groupes politiques, mobilisation dépassant le lieu de travail, crise de la représentation ouvrière, critique de l'action syndicale. La grève étant relativement bien documentée, il est possible de se faire une idée assez précise du travail politique mené dans son sillage et notamment des efforts pour faire des

revendications des grévistes des enjeux politiques plus larges.

Protestant contre l'incapacité de leur employeur à leur procurer un logement salubre, environ 200 ouvriers saisonniers espagnols et italiens se mettent en grève. La Fédération des ouvriers du bois et du bâtiment (FOBB) multiplie les négociations avec Murer et conclut des accords qui sont en deçà des revendications des grévistes. Ceux-ci ne reconnaissent plus leur syndicat comme représentant légitime, rôle qu'ils réservent à la commission ouvrière élue lors d'une assemblée qui réunit plusieurs organisations de l'immigration et 200 saisonniers. La grève est aussi relayée par divers groupes politiques. Du matériel est produit pour faire connaître plus largement les revendications des grévistes, ainsi que les conditions de logement et de travail des saisonniers. Y sont exprimées les critiques de l'action des syndicats, vus comme surtout intéressés par le maintien de la paix du travail. En effet, dès le début du conflit, la FOBB cherche à faire reprendre le travail et négocie dans ce sens avec le patron. Si la grève chez Murer peut être considérée comme un point de départ du cycle c'est aussi parce que dès ce moment des groupes politiques – en dehors du PdT – se constituent et commencent à publier leurs propres organes d'information.

Le quatrième chapitre analyse deux autres conflits impliquant plus spécifiquement des ouvrières. Il permet de poser la question des relations hommes/femmes et la place des ouvrières dans les rapports de production. Celles-ci sont bien souvent dirigées par des patrons et des chefs et ont affaire à des dirigeants syndicaux également masculins.

Les ouvrières de Gay frères SA, fabrique genevoise de chaînes d'or et de bracelets de montres, se retrouvent dans une situation contradictoire: le patron licencie, mais dans le même temps les cadences s'accroissent. Personne ne les tient

informées de ce qui se passe réellement dans l'usine ce qui suscite l'incompréhension et l'insécurité. Elles ont vaguement entendu la rumeur d'une commande mais sont privées d'informations. Le cas de Gay frères permet d'observer le travail politique mené en amont de la grève par le Groupe Femmes de l'Organisation de Lutte Communiste, un groupe d'obédience maoïste qui s'intéresse aux ouvrières depuis le mois de mars 1975. Ce collectif ambitionne alors de mobiliser des femmes de manière autonome en suivant une démarche féministe. Un groupe d'habitants du quartier des Eaux-vives où se situe la fabrique relaie l'information. L'autre cas développé dans le chapitre concerne la fabrique carougeoise (GE) d'électrovannes Lucifer, au sein de laquelle des ouvriers se mobilisent dès 1974 en réaction aux licenciements et au chômage partiel, résultats de la réorganisation de la production.

Dans ce chapitre, Frédéric Deshusses invite à prêter une attention plus soutenue au travail politique mené en amont et autour des grèves et à ne pas limiter notre attention à ces dernières même si elles constituent le produit le plus spectaculaire de la contestation ouvrière. Il s'agit aussi de ne pas les réduire à cela et de ne pas minimiser la réalité du travail ouvrier. Les documents produits dans le sillage de la grève donnent une idée de ce que sont les conditions de travail de ces ouvrières et des relations entre elles et leur hiérarchie. En ce sens, ils permettent d'appréhender, certes de manière incomplète, ce que signifie au quotidien l'acceptation des conditions de travail.

Le livre traite surtout de la Suisse romande, ce qui est probablement dû en partie à un effet de source, même si l'auteur a également exploité les fonds conservés au Sozialarchiv. Dès le début de l'ouvrage, il pose l'hypothèse que le cycle de grèves aurait été moins intense en Suisse orientale. (17) Si l'enquête est déjà vaste en

on ne peut qu'espérer que l'hypothèse du cycle pourra être testée dans le reste du territoire helvétique par des recherches ultérieures. Par ailleurs, l'existence de contacts et de collaborations entre les militants des différentes zones linguistiques, en dehors des grandes organisations partisans et syndicales nationales, constitue une des questions importantes de l'histoire de cette période. En effet, des groupes politiques qui se qualifient eux-mêmes de «groupuscules» militent le plus souvent au niveau local et ne jouissent que rarement des liens nationaux dont disposent un parti politique ou une organisation syndicale.

Richement illustré, l'ouvrage contient également des reproductions de tracts et de matériel d'information militant. Il constitue le deuxième volume publié dans la collection «Présents du passé», pensée comme un outil pour valoriser les fonds des Archives contestataires relatifs aux mouvements sociaux de la seconde moitié du 20e siècle.

Alix Heiniger (Lausanne)

**Brigitte Ruckstuhl, Elisabeth Ryter
Beraten – Bewegen – Bewirken
Die Zürcher Frauenzentrale
1914–2014, hg. v. der Zürcher
Frauenzentrale**

Chronos, Zürich 2014, 256 S., Fr. 38.–

Der Erste Weltkrieg mobilisierte nicht nur die Schweizer Armee, sondern auch eine Vielzahl Schweizerinnen. Aus dem kriegsbedingten Zusammenschluss der Frauenverbände folgte 1914 die Formierung der Zürcher Frauenzentrale, die 2014 ihr 100-jähriges Jubiläum feierte und deren Geschichte Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist.

Die Historikerinnen Brigitte Ruckstuhl und Elisabeth Ryter haben sich zum Ziel gesetzt, «die Frauenzentrale als Akteurin

im jeweiligen historischen Kontext und insbesondere in der Zürcher sowie der schweizerischen Frauenbewegung zu verorten». Diesem Anspruch werden sie mehr als gerecht. Sie verfassten keine Verbandsgeschichte im engeren Sinn, sondern stellen «die Werke, Themen und Positionen, mit denen die Frauenzentrale sich in den letzten hundert Jahren befasst hat», ins Zentrum ihrer Arbeit und setzen diese in den Kontext der Schweizer Frauenbewegung. (15) Sie vollbringen mit ihrer reichhaltig mit Quellen bebilderten Untersuchung nicht nur eine historische Würdigung der Zürcher Frauenzentrale, sondern leisten darüber hinaus einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegungen seit dem frühen 20. Jahrhundert.

Die im August 1914 – am ersten Tag der Mobilmachung – gegründete «Zentralstelle Frauenhilfe» wurde 1916 in die Zürcher Frauenzentrale überführt. Aufgrund des dualen Geschlechtermodells, dem sich die bürgerlichen Frauen verpflichtet sahen, bildeten Hauswirtschaft, Friedens- und Erwerbsarbeit lange Zeit Eckpunkte des Engagements. Die Autorinnen zeigen, wie der Verein Heimarbeitsaufträge für die Herstellung von Armeebekleidung an Frauenvereine vermittelte sowie Flick- und Arbeitsstuben für wenig bemittelte Frauen einrichtete und so zu jenem Zeitpunkt wichtige Koordinations- und Organisationsaufgaben verrichtete.

Auf der Ebene der Akteurinnen richtet sich das Augenmerk der Autorinnen für die ersten Jahre des Bestehens der Frauenzentrale auf die ausführliche Darstellung der Herkunft der Gründerinnen und Mitglieder: Auf der Basis von Adress- und Bürgerverzeichnissen sowie Matrikeln der Universität Zürich trugen die Autorinnen Informationen über den Wohnort, Zivilstand und Wohnquartier der Mitglieder zusammen und zeichnen so ein Netzwerk frauenpolitischen Engagements nach, das

seit dem frühen 20. Jahrhundert Stadt und Kanton Zürich prägte.

Die Publikation liefert aber nicht nur eine Perspektive auf die Geschichte der Frauenzentrale im Besonderen, sondern auch auf das – karitative – frauenpolitische Engagement im Allgemeinen: Für die engen personellen und organisatorischen Verflechtungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts steht exemplarisch die enge Verbindung zwischen Frauenzentrale und der Sozialen Frauenschule Zürich: Maria Fierz etwa, 1917–1944 Präsidentin der Frauenzentrale, waltete 1920–1944 als Vizepräsidentin des Schulvorstandes. Marta von Meyenburg war sowohl Mitbegründerin der Frauenzentrale als auch erste Schulleiterin und im Vorstand der Sozialen Frauenschule. Die Autorinnen zeigen damit, dass die Anfänge der Professionalisierung der Sozialen Arbeit eng mit dem wohlthätigen Engagement der bürgerlichen Frauenbewegung verbunden waren.

Unter den Kollektivmitgliedern waren seit jeher die gemeinnützig tätigen Frauenvereine die grösste Gruppe. Dies führte im Verlauf der Geschichte der Frauenzentrale immer wieder zu Differenzen und Annäherungen zwischen bürgerlichen Frauen und Arbeiterinnen einerseits – der traditionellen und «neuen» Frauenbewegung nach 1968 andererseits. Die Autorinnen verwenden als analytischen Zugang die «Wellenmetapher», der allerdings umstritten ist (vgl. Kristina Schulz, Leena Schmitter, Sarah Kiani, *Frauenbewegung – Die Schweiz seit 1968. Analysen, Dokumente, Archive*, Baden 2014, 8 f.).

Die Frauenzentrale, so machen Ruckstuhl und Ryter deutlich, fungierte nicht nur als «Knotenpunkt» zwischen unterschiedlichen Frauenorganisationen. Deklariertes Selbstziel der Frauenzentrale war es auch, auf aktuelle Problemlagen zu reagieren, zu vermitteln und zu beraten, indem sie als «aktive und aufmerksame Beobachterin» (17) dann eingriff, wenn

sie es für nötig erachteten. Diese Notwendigkeit sah sie während des Landesstreiks 1918 gegeben: In einem Flugblatt wandte sie sich «an die Frauen aller Stände». Darin forderte sie die bürgerlichen Frauen auf, für die Forderungen der Arbeiterschaft einzustehen und appellierte gleichzeitig an die Arbeiterinnen: «Ihr sollt uns sagen, wo es euch fehlt, und wie Ihr glaubt, dass Euch geholfen werden kann.» (71) Der Aufforderung, sich zu vernetzen und im Sekretariat Name und Adresse zu hinterlegen, folgten gut 2000 Frauen. Die grosse Resonanz zeigt, dass die Frauenzentrale trotz bürgerlicher Ausrichtung es bisweilen schaffte, als Scharnier zwischen bürgerlichen Frauen und Arbeiterinnen zu walten – auch wenn die Gegensätze gelegentlich unvereinbar schienen.

Auch gut 50 Jahre später blieb die Frauenzentrale diesem Grundsatz verpflichtet. Für die Zeit nach 1968 richtet sich die Perspektive der Publikation auf die gesellschaftspolitischen Entwicklungen, die massgeblich von der Frauenbewegung nach 1968 mitgetragen wurden. Nun wendet sich der Blick der Untersuchung auf die Zusammenarbeit zwischen Netzwerken der traditionellen Frauenbewegung, die sich weiterhin innerhalb der bürgerlichen Normen bewegte, und den feministischen Aktivistinnen, die sich im Zuge der «68er»-Protestbewegung zusammenschlossen und grundsätzliche feministische Machtkritik übten.

Auf ereignishistorischer Perspektive beziehen sich die Autorinnen auf bereits mehrfach tradierte Begebenheiten, etwa den «Marsch nach Bern» (1969) oder den Kongress und Gegenkongress im UNO «Jahr der Frau» (1975). Empirisch aber liefern sie weitgehend unbekannt Beispiele, die das Spannungsfeld zwischen bürgerlicher und «neuer» Frauenbewegung anschaulich unterlegen. 1970 etwa schickten Mitglieder der Frauenzentrale ihre Töchter mit vorgetäuschten Problemen in die erst

vor Kurzem gegründete Frauenberatungsstelle der Frauenbefreiungsbewegung (FBB), um vor Ort und aus erster Hand Informationen über das Angebot der FBB, dem die bürgerlichen Frauen mit Skepsis begegneten, einzuholen.

Die Publikation liefert einen differenzierten Einblick in die spezifische Entwicklung des frauenrechtlerischen und feministischen Engagements in der Schweiz und steht gleichzeitig exemplarisch für die Entwicklung der Frauengeschichte in der Schweiz.

Die Untersuchung zeigt, wie zwischen den weitgehend bürgerlichen Mitgliedern der Frauenzentrale und der Frauenbewegung nach 1968 punktuelle Zusammenarbeit möglich war – etwa bei den Themen Straflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs und häusliche Gewalt oder bei der Initiative «Gleiche Rechte für Mann und Frau». Beispielhaft für die Evolution der Frauenbewegung in der Schweiz steht ebenfalls die Entwicklung, dass die vormals gut besuchten Kurse der Frauenzentrale im Verlaufe der 1990er-Jahre mangels Anmeldungen gestrichen werden mussten: In dieser Phase der Professionalisierung und Pluralisierung von frauenspezifischen Netzwerken sowie rechtlicher Verankerung gleichstellungspolitischer Themen konzentrierte sich die Arbeit der Frauenzentrale nunmehr auf die politische Nachwuchsförderung etwa in Form von kantonalen Frauentagen, die bereits seit 1922 periodisch stattfanden, oder des Mentoringprojekts «Duopoly», das 2006 erstmals ausgeschrieben wurde. In der Publikation spiegeln sich aber auch Herausforderungen der historischen Frauenforschung: Einem Quellenproblem – allerdings einem, mit dem viele Frauenforscherinnen konfrontiert sind – ist es etwa zu verschulden, dass die soziale Herkunft der frühen Mitglieder nur über Ausbildung, Funktion und Beruf der Ehemänner rekonstruiert werden konnte. Die Forschung belegt plausibel, dass

die Geschichte der Frauenbewegung eine Geschichte von Persistenz und Wandel ist. Die Stärke der Arbeit liegt zweifellos in der mikrohistorischen Rekonstruktion frauenpolitischen Engagements im Kontext gesellschaftspolitischer Debatten über einen Zeitraum von 100 Jahren. Die Publikation, die von einem Personenregister und einer Zeittafel ergänzt wird, richtet sich an frauenpolitisch Interessierte, liefert aber auch für HistorikerInnen eine hervorragende Ausgangslage, um die Geschichte der Frauenbewegung des frühen 20. Jahrhunderts – insbesondere in Stadt und Kanton Zürich – weiter zu vertiefen. Die minutiöse Erarbeitung der Mikrostrukturen der Frauenzentrale und Akteurinnen-Biografien liest sich ob der Präzision etwas zäh, liefert allerdings einen geeigneten Ausgangspunkt für prosopografische Untersuchungen oder historische Netzwerkanalysen. Die Arbeit reiht sich in das vielfältige Forschungsfeld frauenpolitischen Engagements und schafft es, anschaulich die Vielfalt der Frauenbewegung in der Schweiz nachzuzeichnen.

Leena Schmitter (Bern)

Lukas Zürcher
Die Schweiz in Ruanda
 Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900–1975)

Chronos, Zürich 2014, 384 S., Fr. 58.–

Lukas Zürcher untersucht in seiner Dissertation acht Jahrzehnte schweizerisch-ruandischer Verflechtungsgeschichte. Sein Betrachtungshorizont reicht dabei von individuellen Lebens- und Erfahrungswelten von SchweizerInnen in Ruanda bis zu den aussenpolitischen Integrations- und Positionierungsbemühungen der Schweiz im globalen Entwicklungsunternehmen. Zürcher gelingt es, souverän zwischen den

verschiedenen Untersuchungsebenen zu changieren und die Erzählfäden in seiner Hauptthese zusammenzuführen: Nicht ruandische Hilfsbedürftigkeit sondern in erster Linie das schweizerische Bedürfnis nach nationaler Selbstbestätigung und -verortung dienten als Haupttriebfeder des Engagements in Ruanda.

Die empirische Basis für die sehr detailreiche und trotzdem ausgezeichnet lesbare Studie bildet ein breiter, umsichtig zusammengestellter Quellenkorpus, der unter anderem Interviews mit 34 ZeitzeugInnen beinhaltet. Überraschend ist auf den ersten Blick der gewählte Untersuchungszeitraum: Die Studie setzt ein mit der Ankunft der katholischen Missionsgesellschaft der «Weissen Väter» im Jahr 1900 und endet mit der schweizerischen Bewältigung der Gewalthandlungen des Jahres 1973. Aus dem zeitlichen Rahmen fällt mithin der Genozid von 1994, dem das jüngere öffentliche und historische Interesse am schweizerischen Engagement in Ruanda geschuldet ist. Zürcher begründet die Wahl des Zeitraums mit dem Bemühen um analytischen Freiraum. Er will verhindern, dass der Völkermord von 1994 zum «Fluchtpunkt» wird, auf den alle Analyse zwangsläufig hinsteuern muss. Indes ist der Genozid mindestens insofern im Kopf des Lesers präsent als der Erzählbogen des häufig sehr spannend zu lesenden Buches unweigerlich geformt ist durch die periodisch auftretende Gewalt, deren Dramatik noch verstärkt wird durch das Wissen um die finale Katastrophe.

Die Studie ist chronologisch aufgebaut und in vier Teile gegliedert. Das erste Kapitel untersucht die Tätigkeit Schweizer MissionarInnen im kolonialen Ruanda. Der Fokus liegt dabei auf der unglücklichen bis tragischen Rolle insbesondere der Weissen Väter bei der Verstärkung ethnischer Wahrnehmungs- und Deutungsmuster in der ruandischen Gesellschaft. Verständnisfördernd ist, dass sich Zürcher

die nötige Zeit nimmt für eine sorgfältige Erklärung des historischen Prozesses der Ethnogenese von Hutu und Tutsi, der schon in der vorkolonialen Zeit eingesetzt hatte. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts machten sich die in Ruanda tätigen Missionsgesellschaften den rassenideologischen Blick zu eigen und richteten insbesondere ihre Bildungseinrichtungen einseitig auf die Förderung der vermeintlich traditionellen Herrschaftselite der Tutsi aus. Um 1950 brachte eine neue Generation Weisser Väter, in der auch Schweizer verstärkt präsent waren, ein egalitäreres Gedankengut nach Ruanda. Da ihre Bemühungen um Gleichstellung von Hutu und Tutsi aber weiterhin auf rassistischen Interpretationen der ruandischen Gesellschaftsorganisation gründeten, trugen auch sie letztlich zur Verschärfung der Polarisierung in der spätkolonialen Phase bei.

Die Weissen Väter waren als Verbindungspersonen auch präsent im gegenseitigen Auswahlprozess, in dem sich die Schweiz und das 1962 unabhängig gewordene Ruanda als Partner in der entstehenden globalen Entwicklungsgemeinschaft fanden. Die Schweiz, so wird in Kapitel 2 nachgezeichnet, erfand sich als Entwicklungsakteurin, indem sie sich der Maxime «Neutralität und Solidarität» verschrieb und sich als Modell für arme Länder inszenierte. Ruanda wiederum präsentierte sich als afrikanische Musterdemokratie und empfahl sich so als idealer Empfängerstaat. Die vermeintlich ideale Paarung wurde unmittelbar nach der Ankunft der ersten Schweizer Entwicklungsfachleute auf eine schwierige Probe gestellt, als es zum Jahreswechsel 1963/64 zu systematischen Vertreibungen und der Ermordung von rund 10000 Menschen kam. Die Gewalt führte auf Schweizer Seite indes nicht zu einem grundsätzlichen Überdenken der eben erst lancierten Entwicklungshilfe, sondern zur Schaffung einer «umfassenden

den Erklärungswelt», (153) die ein fortgesetztes Engagement rechtfertigen konnte. Zentraler Bestandteil des mit Assoziationen zur Schweizer Gründungsgeschichte imprägnierten Interpretationsgebäudes war die Deutung des ruandischen Konflikts als eines gerechten Widerstandskampfs der Hutu gegen die jahrhundertalte Unterdrückung durch die Tutsi-Minderheit.

Kapitel 3, der am stärksten kulturwissenschaftlich gefärbte Teil der Studie, untersucht, wie sich Schweizer EntwicklungshelferInnen zurechtfinden im Spannungsfeld von nationalistisch gefärbten Idealbildern ihrer Tätigkeit und der Lebenswirklichkeit in Ostafrika. Insbesondere ein übersteigertes Leistungspathos, das Teil der Konstruktion der idealtypischen Entwicklungsfachleute war, suggerierte Überlegenheit und Unentbehrlichkeit der Schweizer Expertise und war schwerlich vereinbar mit der parallelen Inszenierung der Entwicklungshilfe als gleichberechtigter Zusammenarbeit. Zürcher illustriert die praktischen Auswirkungen dieser «inneren Widersprüchlichkeit» (209) unter anderem anhand von Beispielen exzessiver Machtausübung durch Schweizer Experten.

Ungeachtet aller Widersprüchlichkeit fand in den 1960er- und 1970er-Jahren ein kontinuierlicher Ausbau des Engagements in Ruanda statt. Im letzten Kapitel fragt Zürcher nach den Gründen für diese Hartnäckigkeit der Schweizer Hilfe. Die Genossenschaft Trafipro, das grösste Entwicklungsprojekt der Schweiz in Ruanda, steht dabei exemplarisch für die Krisenresistenz. Die 1956 gegründete Trafipro war zutiefst verstrickt in den ruandischen Gesellschaftskonflikt. Den Schweizer EntwicklungshelferInnen gelang es aber, die Genossenschaft als ruandische Modernisierungslokomotive zu inszenieren, indem sie die Illusion einer politik- und geschichtsfreien Sphäre technischen

Fortschritts aufrechterhielten. Diese technizistische Entwicklungsvision drohte spätestens dann als Fiktion entlarvt zu werden, als es 1972 und 1973 wiederum zu weitverbreiteter Gewalt kam, von der diesmal auch die Trafipro und die meisten anderen Schweizer Entwicklungsprojekte betroffen waren. Tatsächlich wurden die neuerlichen Vertreibungen und Morde für viele SchweizerInnen in Ruanda zu einer einschneidenden Erfahrung. Es zeigte sich indes auch, dass die individuellen und politischen Bewältigungsmechanismen inzwischen ausreichend eingeschliffen waren, um auch diese bisher grösste Krise der schweizerischen Entwicklungsarbeit zu überstehen. Das abermalige Negieren der schweizerischen Verwicklung in den ruandischen Konflikt und die Weiterführung der Zusammenarbeit mit dem autoritären Hutu-Staat war insofern im Interesse der Berner Entscheidungsträger, als die Schweiz zu jenem Zeitpunkt bereits zu viel Geld, Wissen und Personal investiert hatte, um sich ohne Gesichtsverlust aus Ruanda zurückziehen zu können.

«Die Schweiz in Ruanda» ist – wie schon der Titel suggeriert – primär ein Buch über die Schweiz und über Schweizer EntwicklungshelferInnen. Die Studie teilt diesen Fokus auf die europäischen Akteure (post)kolonialer Verflechtung mit den meisten geschichtswissenschaftlichen Arbeiten, die Anregungen der *post-colonial studies* aufnehmen. Ruandische Handlungsmacht wird durchwegs ernst genommen und betont, dennoch bleiben ruandische AkteurInnen zumeist im Hintergrund der Analyse.

In diesem Rahmen hat Lukas Zürcher eine vorzügliche Studie verfasst, die stellenweise exemplarisch vorführt, wie Geschichtswissenschaft buchstäblich kritisch und gegenwartsrelevant sein kann, ohne gleichzeitig eine eindimensional aktualitätsbezogene Fragestellung zu verfolgen. Zürichers Urteil ist oft schonungslos, er

verzichtet aber auf den Moralismus des Ex-post-Besserwissers und würdigt auch den mutigen Einsatz von SchweizerInnen zur Rettung verfolgter Tutsi. Die Erkenntnis, dass ein ahistorisches und eigentümlich Schweiz-fixiertes Entwicklungsverständnis zu einer folgenreichen Blindheit gegenüber politischen und gesellschaftlichen Konstellationen in Ruanda führte, ist fraglos wichtig für eine gegenwärtige Schweizer Entwicklungszusammenarbeit, die allzu bereitwillig das «Swissness»-Banner schwenkt.

Zürchers Studie weist aber auch weit über den Schweizer Fall hinaus: Sie analysiert die Widersprüchlichkeiten, in die sich die Entwicklungshilfe in Theorie und Praxis verstrickt und insbesondere ihre Verzahnung mit den politischen Machtapparaten in einer Detailgenauigkeit, wie es wenigen Arbeiten seit James Fergusons klassischer Beschreibung der Entwicklungshilfe als «Anti-Politics Machine» gelungen ist.

Samuel Misteli (Luzern)